

Fasnachtsgebräuche.

Von Geo. Sanger.

Ei mein, so mach dich auf, ei mein, thu mir zu gute den Kiesel leise weg, wenn Salamelite noch in den Federn liegt, daß sie die nicht entgeg, und steupe, bis ihr Herz vor Gegenliebe blutet.

So wird der Liebeschelm Cupido gebeten und an die Salamelite abgeschickt. Die Ruthe aber, die zur Doris gefandt wird und ihr „das Fasnachtsrecht thun soll“, wird folgendermaßen angesprochen:

Liebe zarte Reifer gehet, Wo ihr die Doris lebet, Ja gehet, doch nur leiser, O, leis, ihr zarten Reifer! Ihr müßt heimlich lauschen, Nicht in die Kammer rauschen, Sie müßt sonst erwachen Und sich dann fest vermachen.

Die Liebenden schenken einander die Ruthe zur Fasnacht, indem sie sich die Hände damit steifen. Aus dem Jahre 1671, gedruckt in Frankfurt a. Main, stammt das Buch, dem jene Verse entnommen sind, genannt das „Lenoson: Salamelite oder allerhand leusche Lust- und Liebeslieder“. Diese Sitte des Steipens, die in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert noch allgemein im Schwange war, ist in den höheren Ständen heute abgelenken. Man fertigte damals aus Silberdrath kleine Ruthe, an denen allerlei Säckelchen, wie schwebende Tauben und dergleichen, angehängt waren.

Diese alten Gewohnheiten zur Fasnacht, die früher in den höheren Ständen eine feinere Umprägung erhalten hatten, erhielten sich bis heute in den niedrigeren Kreisen und pflanzten sich den Bedürfnissen der Zeit an. So ziehen am Fasnachtsdienstag in vielen Gegenden auf dem Lande die Knechte mit Musik von Hof zu Hof, bringen in die Kammern der Bedienten und schlagen sie mit Weidenreisern, säuften sie; die Kinder thun es bei ihren Eltern und Verwandten. Die Hausfrauen geben den Knechten dafür Schnaps, Eier und Wurst aus dem Rauchhaus, die Mädchen Strümpfe von Buchsbaum oder anderem Grün mit Bändern beziert, die an den Hut gesteckt wurden. Die Würste werden auf große Gabeln gespießt und jubelnd durch's Dorf getragen, wohl um zu zeigen, welche Wirkung die längste gegeben hat. Ein gemeinsames Mahl aus dem Gesammelten folgt dann in der Wirtschaft. Noch heute ist dieser Brauch in Berlin theilweise geblieben zu werden. Auf den Wochenmärkten des Februar sieht man Knechten aus ersten Frühlingsschöplingen und Tannenzweigen dargeboten, die offenbar derselben Sache dienen.

Verstanden ist der Brauch in heutiger Zeit nicht mehr, man bringt ihn mit den kirchlichen Fasten als eine Vorbereitung des sündigen Fleisches auf die Fasten. So hat sich in engster Beziehung auf den Menschen erhalten, was in heidnischer Zeit die Germanen in der sie umgebenden Natur zu dieser Jahreszeit fühlten und zu begreifen suchten. Es war das Austreiben der winterlichen Dämonen, der schädlichen und hindernden Geister, das zu Anfang des Frühjahrs unternommen wurde. In Westfalen trieb heute noch der Bauer durch Klopfen an den Wänden den winterlichen Geist aus seinem Hause. Aus diesen alten heidnischen Anschauungen und Gebräuchen entwickelte die Kirche die Ruthe und das Stäupen.

Wie tief die Gebräuche dieser Jahreszeit im Gemüthe der Menschen wurzeln, zeigen die Gewohnheiten antiker Feste, die sich im christlichen Karneval erhielten. Sie bestanden bei den Christen hartnäckig bis in's fünfte Jahrhundert, jedoch man wußte den großen Papst Gregor vorsteht, der den Karneval aufstellte, daß die heidnischen Feste allmählig in christliche umgewandelt werden mußten, indem man sie nachahmte. Ihr Grundzug erhielt sich durch die Jahrhunderte, die Freude über den wiederkehrenden Frühling, und die damit erwachende Liebes- und Lebenslust, die den Menschen naturgemäß zu ausgelassenem Treiben zwingt. Zu den antiken Festen, denen die Umzüge, Vermummungen und Spöttereien unseres Karnevals entnommen sind, gehören die Saturnalien. Sie wurden im Dezember zu Ehren Saturns, des Einführers des Ackerbaues, gefeiert. Es war eine Zeit des allgemeinen Vergnügens, die Sklaven rüd-

ten in die Reihen der Freien, sie durften der Gebreden ihrer Herren spotten und Vermummungen waren an der Tagesordnung. Dem Wald- und Feldgott Luperus oder Faunus galten die am 15. Februar gefeierten Lupercalien. Nach dem Bockopfer und dem Opfermahle liefen die 24 dabei Theilhabenden, Luperi genannt, nur mit den Fellen der getödteten Thiere bekleidet, um die palatinische Altstadt und berührten mit Riemen aus einem Theil der zerschnittenen Felle die ihnen entgegenkommenden Frauen, denen dadurch gewünschter Erbeugen werden sollte, und die auch Reinigung und Fruchtbarkeit durch die Stadt selbst weitertragen sollten. Im April folgten die Silarien zu Ehren der „mater domus“; das Bild der Göttin ward durch die Stadt geführt. Die Liberalien waren dem „liber pater“, dem altitalischen Gotte, geweiht, sie hielten sich im Charakter der Bacchanalien, die aus Griechenland kommend sich eine Zeit lang mit ihnen vereinigten und zu den wildesten Orgien Anlaß gaben. Am März oder April wurden sie gefeiert.

Um diese heidnischen Gebräuche mit der christlichen Fasnacht leicht zu verbinden, kam hinzu, daß an den Vorabenden der großen Kirchenfeste, der Vigilien, beim nächtlichen Rufen des Altars und der Kirche selbst unter den Augen der Priester unzüchtige Tänze gehalten und Lieder gesungen wurden, so daß den Frauen im Jahre 905 tonnmäßig der Zutritt zu den Vigilien unterlag wurde.

Wenn es auf den ersten Blick verwunderlich erscheint, daß sich mit der Fasnacht Gewohnheiten alter Feste verbinden, die einer Zeit vom Dezember bis April angehörten, so muß man bedenken, daß die Freudenzeit vor den Fasten in ihrem Beginne nicht festlag und auch nicht festgelegt wurde. Die Karnevalslust ist eigentlich nur ein Theil einer Vergnügungsreise, die viel früher beginnt und die nur in den letzten 8 oder 3 Tagen oder besonders am letzten Tage vor den Fasten einen Höhepunkt erhält. So beginnt beispielsweise der Mummschanz schon theils am 20. Dezember, theils am 7. und 17. Januar und in diesem Sinne heißt es im bekannten Romane des 17. Jahrhunderts, im Simplicissimus: „Am dieselbige Zeit fällt Martini ein, da fängt bei uns Deutschen das Fressen und Saufen an und währet theils bis in die Fasnacht.“

Das Knochengeriät, an welches sich die Fasnachtsgebräuche ansetzen, mögen sie nun altgermanischen oder römischen Ursprungs sein, bildet die kirchliche Einrichtung der östlichen Fasten. Sie sind schon ein Bestandteil der frühesten christlichen Kirche, aber erst im elften Jahrhundert werden sie für die römisch-katholische Welt auf 40 Tage gesetzmäßig erweitert. Da nun das Sonntags nicht gefastet wurde, so begann man schon mit dem Mittwoch der vorausgehenden Woche, dem Aschermittwoch. Die Kirche ist in der Folgezeit von diesem Termin nicht wieder abgegangen, als Reifer der alten Übung hat sie nicht ausmerzen können, so werden in einigen Gegenden Deutschlands noch jetzt am ersten Fastensonntag, dem früheren Ende des Fastenings, Volksbelustigungen abgehalten.

Vor dem Eintritte der Fasten durchlebt die Welt noch einmal eine Zeit der ausgelassensten Freude, unsih, wie die hausbadene Philosophie es weiß, für die folgende entbehrensvolle Zeit zu entschädigen. Die auf antiker Basis beruhenden Gebräuchen sind in erster Linie natürlich in Italien zu Hause, doch mögen sie früh schon nach Deutschland vorüberwiegend hübergewandert haben. Größeren Einfluß gewinnt der südlüche Fasching mit seinem antiken Untergrunde erst seit der Renaissance, seit die prachtliebenden Fürsten Italiens den volkstümlichen Fasching durch Kunst und Glanz adelten. Da begannen die Höfe des übrigen Europa, indem vielfach Frankreich das Zwischenglied bildete, ihn in Reibouten und Maskeraden nachzuahmen.

Auch in Berlin haben die Hohenzollern, seit sie Könige wurden, versucht, eine Reboute zu schaffen. Friedrich der Erste begann damit; seine beiden Nachfolger, namentlich Friedrich der Große, waren dem Unternehmen nicht gänzlich, und die erneuerten Versuche Friedrich Wilhelms der Dritte mit Maskenbälle in der Oper, an denen Jeder auf königliche Kosten theilnehmen konnte, scheiterten, da das Publikum weder im Anzug noch im Gebahren des königlichen Hofgebers sich würdig zu machen mußte. Die Maske manzua wie die oft roken Späße hat Echowiedel in seinen Kupfern verewigt.

Dagegen sind die Fasnachtsbelustigungen der gewöhnlichen Leute, die im 17. Jahrhundert verschiedentlich verboten wurden, auf uralten germanischen Brauch zurückzuführen. Welcher Art sie waren, läßt die Verordnung Friedrich Wilhelms vom Jahre 1659 errathen, die sich namentlich gegen die Handwerker richtet, welche, wie es heißt, „mit allerhand Musik über die Gassen gingen, viel Lafferey und Muthwillen trieben, der Bürgerfchaft mit Plackerey und Auforderung von Geldern zu nicht geringem Besahder gewesen, in ihren Herbergen wohl acht und mehr Tage mit einander geschmauset, sich dabei geschlagen und wohl gar ermordet, dagegen ihre Arbeit veräußert und mit ihrem epikurischen Leben und sündlichem Wollen Gottes Zorn nicht wenig gereizt.“

Zu dem Urquell der Fasnachtsgebräuche zurückkehrend, der auf germanischem Boden fließt, finden wir auch hier mehrere, hauptsächlich zwei Feste vorbildlich für die deutsche Fasnacht. Das Mitwinternachtsfest im Anfang Januar, das bisher meist als das Fest der wiederkehrenden Sonne galt, wird bei der völligen Abgestorbenheit der Natur ringsum als ein großes germanisches Todtsfest erklärt. Um der Fruchtbarkeit des Jahres willen, über die die Seelen der Todten eine Macht ausüben, wurde den Göttern geopfert, denen man eine Einwirkung auf die Ernte des Jahres zuschrieb. Im Februar, wenn die Einwirkung der Sonne merklich wurde, feierten die Germanen ein zweites Fest, das Fest des beginnenden Frühling.

Im deutschen Norden, wie bei den Scandinaviern leitete ein feierliches Opfer das dreitägige Fest ein. Dann fanden auf den Gehöften Gelage statt, zu denen die Theilnehmer haufierten, doch ward keiner ausgeschlossen. Im Freien wurden manche Freudenbegeggiungen abgeben, man zündete Feuer an und schmückte die Dürpfsossen mit Fichtenzweigen. In der Halle des Hauses brannte ein mächtiger Klop, Festspiele gab es, der Eber ward gefressen und Kuchen geboten. Beim Opfer schrieb man dem Feuer die winnigende, den Kohlen schützende Kraft zu. Aus dem Ruge des Rauches wurde die Zukunft gessagt und man trank im Kreise darum die Erinnerung, die Ahnung der Götter.

Ihr altes Wesen haben die Fasnachten der christlichen Zeit in Deutschland nie ganz verloren. Dem festlichen Auszug der Germanen zum Opfer entsprechen die Fasnachtszüge, das Einfordern der Beiträge zu gemeinsamen Opfer mit nachfolgendem Opfermahle sehen wir in dem Gabensammeln wieder in den Dörfern, bei denen Eier, Wurst, Speck und Schinken erst später durch Geld verdrängt werden; dem solart ein gemeinsames Festmahl im Dorfruge.

Die Gewerbe der Fleischer und Bäcker halten mit ihren Emblemen ihren Umgang. In den Schifferorten ziehen die Schiffer an einem Sonntage der Fastenzeit durch's Dorf, wobei zwei junge Schiffer, die in dem Jahre die erste Fahrt mitmachen werden, einen besonders dazu gefertigten Kahn tragen. Die Mitglieder des Zuges bringen den Wohlhabenden ein Hoch aus und erhalten dafür eine Gabe. Im Krüge, vor dem zwei mit Tannenzweigen geschmückte Masten aufgestellt sind, wird nachher getanz, am folgenden Sonntage werden die gesammelten Gaben oder das gemeinsam Beigeteuerte gemeinschaftlich verzehrt. Nicht dramatisch geht es in einigen Gegenden Norddeutschlands zu. Die jungen Burfsche gehen am Fasnachtsdienstage, der ja überhaupt die Zeit der Fasnacht ist, zu den Bauern und sagen in dem ihnen unabweisbaren Hochdeutsch: „Guten Tag, Herr Soundso“, worauf der Bauer erwidert: „Guten Tag, meine Herrin, was wünschen Sie?“ Wir sind die Feuerlöschkommission und sind gekommen, nachzusehen, ob alle Löschgeräte sich in Ordnung befinden.“ Der Bauer entgegnet: „Ist Alles in Ordnung meine Herren.“ Sind die Feuerweimer, Feuerhaken und Leitern gut im Stande?“ „Sehr wohl, belieben Sie gefälligst nachzusehen.“ „Na, wir akunden ihm, er hält ja sonst alles in Ordnung! Doch wir sind beauftragt, namentlich die Feuerreien (wo namentlich die Würste hängen) persönlich nachzusehen und dieser Mühe wollen wir uns jetzt unterziehen.“ Jetzt erscheint die Wirthin und händigt den Burfschen Speck, Würste und Eier aus. Das Gesammelte wird wieder im Krüge angerichtet und verzehrt.

Die Kirche begünstigte dies Treiben, nachdem es in etwas niedrige Kreise gerückt war, und unterstützte die Fasten durch ihre Annahmung, reich-

liches Almosen zu geben. Die Idee des Opfermahles wurde oftmals durch die Armen wach erhalten, die sich an die Kirche drängten. Nur wo Gebräuche allzu heidnisch erschienen, wie die heidnischen Wehen (die einwohnen) die an die altgermanischen Opferbrote erinnerten, wurden sie auf den „Indiculus superstitionis“ des 8. Jahrhunderts gesetzt. Auch gegen das Vermummn in Thierfelle, wenn das „Thier“ mit aufgestülptem Kopf vor das Dorf geführt und durch einen Schlag auf den Kopf „getödtet“ wird, eiferten die Predigten des frühen Mittelalters, die nicht wenig ergötzlich zu lesen sind. Doch hat gegen die Gelage der Deutschen im Allgemeinen um diese Zeit weder die Kirche noch gesellschaftliche Sitte etwas ausgerichtet. Wie die Neugier und Beder zur Fasnacht besonders stark hervortreten, so hatte schon das Opferfleisch und Opferbrot eine hohe Bedeutung gehabt, und die Gelage der Germanen zu dieser Zeit waren Opfermahle gewesen. Die Opferbeissen hatten reinigende und stärkende Wirkung, nach dem Volksglauben konnte sich niemand in ihnen überessen, vielmehr zog die Enthaltung von ihnen Schaden und Krankheit nach; denn Herdurch drückte man Verachtung der Götter aus. Ihren Göttern zu gefallen, schmauseten zur Fasnacht die alten Deutschen und labten sich am Trank aus geweihtem Mehltruge. Ueber die Meere weg haben bis auf den heutigen Tag ihre Nachkommen die fromme Sitte getragen, haben sich bei den Gastmählern der Fasnachtszeit gemüthigt und gestärkt und sich in göttlicher Ergebung niemals übergegeben.

Die Studentköpfe Paprestos.

Eine spanische Künstler- und Königs-Geschichte von Moriz Jotai.

Johanna, die Gemahlin Philipps, dem die Geschichte den Beinamen des spanischen Blutbundes verlieh, liebte und übte die Malerei mit Leidenschaft und wirthlicher Begabung.

Aus welcher Ursache sich die hohe Frau der Kunst auch zugewendet hatte, daß sie es darin auf eine hohe Stufe des Könnens brachte, ist gewiß. Ihr Blick war ebenso scharf als ihre Hand sicher; sie war im Stande, jedes interessante Gesicht — auch wenn sie es nur einmal und nur flüchtig gesehen — so treu zu malen, daß es Jermann erkannte, und so charakteristisch, daß sich dem Beschauer das tiefste Wesen des Dargestellten erschloß.

Ihren königlichen Gemahl besetzte es ein, in dem Album zu blättern, in welches die gewandte Hand seiner Gattin die Phantastikbilder ihres Geistes und die ihr am besten gefallenden Partien aus der sie umgebenden Natur einzuzichnen pflegte.

Damals führte Johanna allein den Titel „Majestät“. Ihr Gatte wurde, weil er einer fremden Herrscherfamilie entstammte, nur „Hohheit“ genannt, und auf amtlichen Dokumenten, welche beide zu unterzeichnen hatten, stand zuerst: Johanna Regina, und darunter: Philippus rex. Dieser König durch den Trauring fand nun in dem Stützbande seiner Gemahlin, in verschriebenen Darstellungen sich wiederholend, die Gestalt eines Mannes: bald als stehender Held, bald als fromm betender Pilger, bald als ein vor der Geliebten knieender Sängler. Dieses Gesicht war nicht das des Königs Philipp.

Die Hügel waren ihm gänzlich unbekannt.

Wohin es nur ein eingebildetes Ideal, wie es junge Mädchen in ihren Träumen zwischen den Wolken zu erschauen glauben, ein Mann, der niemals auf Erden gewandelt!

Da er jedoch weiter darüber sann, beschlich ihn die Eifersucht.

Eifersucht und Rache gehen in Spanien Hand in Hand.

Eine Frage an den Grobinqvisitor nach dem Urbilde jenes Ritters, den die Bilder im Stützbande der Königin darstellten, ein Wink an die argwöhnige Spätershaar der heiligen Hermantad — und die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Jener Ritter mit dem odel-länglichen, schönen, männlich gebräunten Antlitz, mit diesen sinnlich runden, lächelnden Lippen, mit diesen tiefen Nachtraugen unter dichten schwarzen, lüß geschwungenen Brauen, es war — so meldete dem Könige der Grobinqvisitor — Don Jahnne d'Avila, ein Marrano.

Zur Zeit der „ruhmvürdigen“ Inquisition bezichnete man mit dem Worte Marrano, das in Spanischen so viel wie — Schwein bedeutet, jene

marranischen Edlen, welche zum christlichen Glauben übergetreten sind und die man verdächtige, im Geheimen noch den Satzungen des Islam zu folgen.

Zu jener Zeit lebte nun in Castilien ein Maler von weithin bekanntem Rufe, den er seiner Gewandtheit, eigenartige Köpfe in einer Sekunde zu erfassen und in wenigen Augenblicken auf das Pergament zu bannen, verdankte. Er hieß Lucero, wurde aber zumeist „Papresto“ (Mach' schnell) genannt, welche Namen ihm eben wegen seiner Plünder gegeben war.

Nachdem König Philipp von der Auffindung des Urbildes jenes Gesichtes Kunde erhalten, ließ er Papresto vor sich entbieten.

„Maestro“, sprach er ihn an, „Du sollst von einem lebendigen Antlitz mehrere Abbildungen liefern. Der betretende Studentkopf wird dir durch zwei Stunden zur Verfügung stehen. Bist Du im Stande, ein Gesicht binnen dieser Zeit zehnmal zu zeichnen, wenn Du für jede der Zeichnungen laufend Realen erhältst?“

Der Maler machte ein schlaues Gesicht.

„Wenn Eure Majestät mir für jedes der Blätter zweitausend Realen zu versprechen geruhen, so zeichne ich jedes beliebige Gesicht binnen zwei Stunden fünfzigmal.“

„Gut, Du sollst die Summe haben. Begieb Dich in den Saal der Aguazils, die Dich zur Stelle führen werden. Dort wird man Dich auch mit allem Werkzeug versehen, dessen Deimekunst bedarf.“

Im Saale übergab man dem Maler Stifte und Pergamentblätter und ließ ihn dann in eine geschlossene Säufte steigen. Lange wurde er über Treppen hinauf und hinauf und — wie er an dem Rande der Schritte hörte — durch widerhallende Corridore getragen; endlich hielten die Träger in einem Raume, der entweder sehr niedrig oder von Menschen erfüllt sein mußte, wenn die Schritte erregten da gar keinen Widerhall.

Hier öffnete man die Thüre der Säufte und Lucero verließ sein zierliches Gesangsnetz.

Auf dem ersten Blick erkannte er den Ort, an dem er sich befand, wenn er ihn gleich nie im Leben gesehen.

Die breite, an der Dede in mächtig geschwungene Bogen auslaufende Halle war rings an den Wänden mit schwarzem Tuche ausgeschlagen. Von den mächtigen Säulen, auf denen die Dede lag, baumelten Ringe und Ketten nieder. In den Wälfen lagen eiserne Zangen, Scheren und allerlei anderes unheimliche Werkzeug haufenweise aufgeschichtet. Auf einer stufenförmigen Erhöhung im Hintergrunde saßen mehrere gespenstlich reglose Gestalten, geküßt in schwarze Gewänder, von deren spitzen Kapuzen dicke, dunkle Schleier über die Gesichter niederhängen. Eine einzige Ampel erleuchtete die Halle mit zitterndem Scheine.

Es war der Inquisitionsaal.

Nur flink unter den Männern auf der Estrade hatte das Antlitz unverhüllt: der Grobinqvisitor; sein schwarzes, perlenschildes Sammtkleid stach auffallend ab von den einfachen Talargehäubern der Andern.

Zur Seite des Gerichtes stand ein Tisch, von drei Stühlen umfassen, deren einer dem Maler eingeräumt wurde. Die beiden anderen nahmen zwei Männer ein, der eine gänzlich u. noch dichter verschleiert als die Richter, der zweite mit bloßer Augenmaske. Dieser, der eben seine Gänsefedern am Daumennagel auf ihre Brauchbarkeit prüfte, war der Notar der Inquisition. Der Andere, der Lucero mit stolz befehlender Geberde herangehinkt und ihm den Sitz neben sich angewiesen hatte, scham dem Künstler die Haltung des Königs zu haben.

Nachdem der Maler seine Blätter vor sich hingelagt und den Stift zur Hand genommen hatte, gab sein verlarbter Nachbar dem Grobinqvisitor ein herrliches Zeichen, worauf dieser zwei Schergen mit stummem Wink antwortete, in die Mitte der Halle zu schreiten und dort ein schwarzes Tuch von der Erde zu heben, unter dem sich ein tugelförmiger Gegenstand zu bewegen schien. Es war der Kopf, welchen Papresto zeichnen sollte.

Kein vom Krumpfe getreuerter, tobt er verendeter Kopf, nein, ein lebendes Haupt, ein rechtes Heldenhaupt mit feurigem, zornigem Blick, muthiger Stirne, von Verachtung geträufelten Lippen und bligen, trohen Augen, der schönste und erste Kopf, von dem jemals ein Weib geträumt und vor dem jemals ein Mann gezittert.

Papresto verstand sofort, daß er die Wirkung der „Calvaria“ in ihren ein-

zelnen Momenten zeichnen sollte. Diese Operation bestand darin, daß der verstöde Sünder in einem mit Oel gefüllten, riesigen Metallkylinder so gestellt wurde, daß nur der Kopf hervorragte. Durch eine gerade passende Oeffnung wurde dieser Kopf in den Untersuchungsaal geschoben, während der Cylinder selbst unterhalb dieses Raumes über einem Herde hing. Auf diesem wurde ein langsam brennendes Feuer entzündet und je nach dem Grade der Verlodtheit oder Nachgiebigkeit des Unglücklichen gedämpft oder angefaßt, bis sich das Oel allmählig durchwärmt und immer heißer immer heißer werdend, das arme Opfer entweder zum Geständniß der ihm zur Last gelegten, wenn auch erdichteten Schuld brachte oder langsam tödtete.

Das war die Calvaria. Der Studentkopf stand also dort in der Mitte des Saales, von dem Scheine der Ampel für künstlerische Zwecke sehr günstig beleuchtet. Lucero hätte es sich gar nicht besser wünschen können.

Stolzer Abschau, Haß, Verachtung sprachen aus den Augen, welche über die Vermummungen hinglitten, und die gerunzelten Brauen drückten umbräugsamem Trost aus.

Papresto's Stiff slog förmlich über das Pergament hin. Der verlarbte Nachbar blickte ihm über die Schulter und nickte zufrieden.

Jetzt endete der Grobinqvisitor die gespenstische Stille, indem er sich an den Angeklagten wandte:

„Don Jahnne d'Avila, kenne ich vor Deinen Richtern, wann Du mit Johanna, der Tochter fernandes von Aragonien, zum ersten und wann zum letzten Male gesprochen?“

Das Haupt öffnete die Lippen:

„Ich habe sie nie anders als aus der Ferne gesehen und niemals mit ihr gesprochen.“

„Don Jahnne d'Avila, beilige Deine Richter nicht! Du standest in unerschlaubten, in frechhellen Beziehungen zu Johanna. Gesteh!“

Bei diesen Worten des Wöndchs farbte die Höhe des Jorns das heldentümliche Angesicht, und die feuerdurchsprühten Augen schossen Blitze auf den Frage.

„Deine Frage schmäht und lästert jene, die zu ehem Deine Unterthanenpflicht ist, die jeder Spanier hochhalten soll.“

Der Inquisitor winkte zwei Häschern, die sich entfernten. Bald darauf begann sich der Studentkopf zu verändern. Man hatte die Noppen unter dem Cylinder entzündet.

„Sieh jetzt hin, Papresto!“

Zurück begannen die Augen zu funkeln und die Stirnadern anguschwellen. Eine Ahnung seines Schicksals spiegelte sich in dem Blicke des Ritters, und die Verzagtheit des ersten Entsetzens, das gräßliche Bewußtsein vollstündiger Hilflosigkeit verunstaltete das schöne Männerantlitz.

Es gab eine interessante zweite Studie.

„Willst Du nun gestehen, Don Jahnne d'Avila?“ Lang neuerdings die dumpfe Stimme des Grobinqvisitors durch die Halle.

„Meine Junge sei verflucht bis in alle Ewigkeit, wenn sie auf Deine verurtheilten Fragen auch nur eine Silbe erwidert!“

Mit diesen Worten wandte sich der Kopf dem Gerichte zu, wieder im vollen Besitze der heidnischen Entschlossenheit, die sich auf ewige Augenblicke aus seinem schrederblichen Lügen verloren hatte. Die Lippen preßten sich fest aufeinander.

Lucero erfaßte den Moment für die dritte Studie.

Das Feuer drunten wurde geschürt und angefaßt.

Aus der marmorweißen Stirnhaut traten große Schneiherperlen und Hofsen über das Antlitz herab, auf dem sich immer deutlicher der harte Kampf eines starken Willens mit ungeschlichem Körper Schmerze spiegelte. Pöthlich öffneten sich die krampfhaft geschlossenen Lippen, und es entrang sich ihnen ein Stöhnen, das andere Menschen, als hier sohen, hätte erbarmen müssen; die Wangen wurden blutroth, die Augen schlossen sich, die Haare schienen sich zu sträuben und das Gesicht war entstellt durch den Ausdruck eines nicht mehr zu verbindenden höchsten Schmerzes. Aus dem Stöhnen wurde ein Brüllen, wie es nicht gewohnter im Begefeuer ertönen kann.

„Jetzt, jetzt zeichne, Papresto!“

Die Wienen wackelten fast rascher, als sie zur Bild einholte, und wurden allmählig steinern und hart. Die Seele ward nicht mehr Herr über sich selbst, mild rollten die Augen in ihren Höhlen, die Lippen schämten und fliehen abgeriffene Fluchworte aus.